

Der Wettstreit der Flüsse

Autor(en): **Marcusen, Lilli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574680>

Nutzungsbedingungen

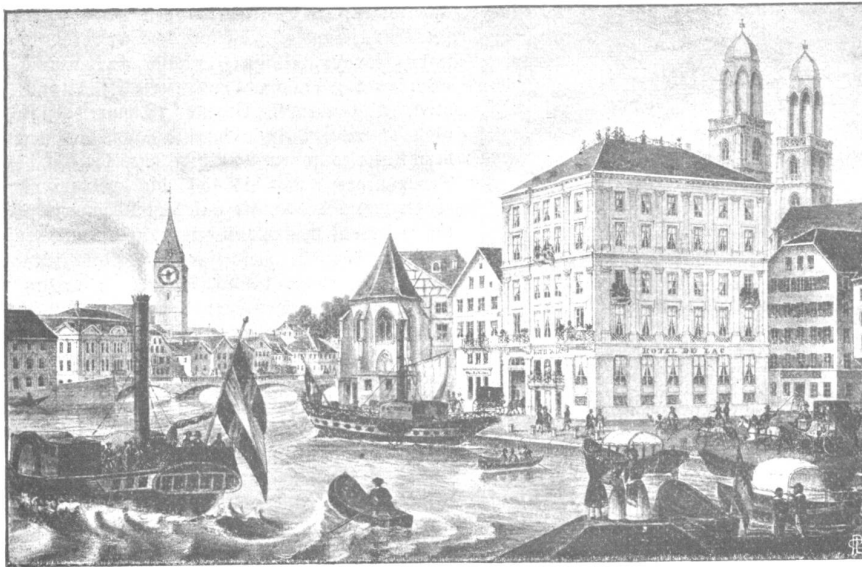
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schweiz. Flotte Abb. 8. Schiffslände in Zürich mit Wasserkrähe und Hotel Wilharg.

ohne daß Menschenleben in größerer Anzahl zu beklagen gewesen wären.

Ueber das zeitweise Zufrieren der Seen und die Lahmlegung der Schifffahrt, über das verwendete Brennmaterial — die Fahrt Zürich-Mapperswyl und zurück kostete fünf Klafter, die Fahrt Thun-Neuhaus und zurück $1\frac{1}{2}$ Klafter Tannenholz — erhalten wir interessante Angaben. Erst in den sechziger Jahren hat die Steinkohle über Holz und Torf triumphiert. 1896 wurde der Schiffbetrieb auf den schweizerischen Gewässern unter eine einheitliche und strenge bundesrätliche Kontrolle gestellt; 1898 vereinigten sich alle größeren Schiffsverwaltungen zu einem einheitlichen Verbands. Alles scheint also gegenwärtig aufs Beste zu verlaufen.

Und doch möchten wir gerne den Schleier der Zukunft lüften; wir möchten wissen, ob sich unsere schweizerische Flotte mit ihren 75 Raddampfern, 24 Schraubendampfern, ihren 31,000 Pferdekraften und ihren 45,000 Personenplätzen wirklich in so rapider Steigerung weiterentwickelt, wie es im letzten Jahrzehnt der Fall war. Das hängt natürlich vom Frem-

denverkehr ab. Wo die meisten Fremden, da sind auch die stolze-
sten Schiffe. Eine große Stadtbe-
völkerung allein, sei es auch die
Zürichs mit seinen 180,000 Ein-
wohnern, eine große Seefläche al-
lein wie die bei Neuenburg genügt
nicht zum Aufschwung des Seever-
kehrs. Aber zum Glück ist auch für
eine Alimentierung anderer Art
geforgt. Die beinahe brachliegende
Flußschifffahrt in der Schweiz und
der Warenverkehr auf den Seen,
den die Eisenbahn den Gewässern
fast gänzlich abnahm, kommt ihrer
Billigkeit wegen wieder zu Eh-
ren*). Auf die Entwicklung der
Rheinschifffahrt zwischen Stras-
burg, Basel, Schaffhausen und
Konstanz sind jetzt aller Augen mit
Spannung gerichtet. Zwischen
Yverdon, Neuenburg und Solo-
thurn finden ebenfalls Probefahr-
ten statt. Warum sollten die Zeiten
von 1862 nicht wiederkehren, wo
der „Neptun“ von Neuenburg

durch Zühl und Aare nach Thun gebracht wurde? Schon träumt man von einer Verbindung des Rhonebeckens (Genfersee) mit dem Aare- und Rheinbecken; schon studiert man im Tessin den Anschluß an das adriatische Meer. Ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten enthüllen sich. Der Wasserweg, lange verschmäht und fast gänzlich verlassen, kommt wieder zu Ehren. Er soll nicht nur dem Vergnügen der Fremden und Einheimischen dienen, sondern eine Quelle nationalen Wohlstandes werden. Vielleicht erwacht auch der schweizerische Admiral von 1580 wieder zum Leben und die „schweizerische Flotte“ gewinnt an Ansehen und Macht. Umso berechtigter war dann der gerade zur rechten Zeit gemachte Versuch, ihrer Vergangenheit und Gegenwart das schöne Werk zu widmen, das wir hier bei unserm Blaudeckstreifzug geplündert haben. Möge diese Uebersicht zum Studium der Monographie und zu ihrem Besitz recht vielen unserer Seebewohner Lust machen.

Dr. Ed. Plathoff-Dejeune, Lausanne.

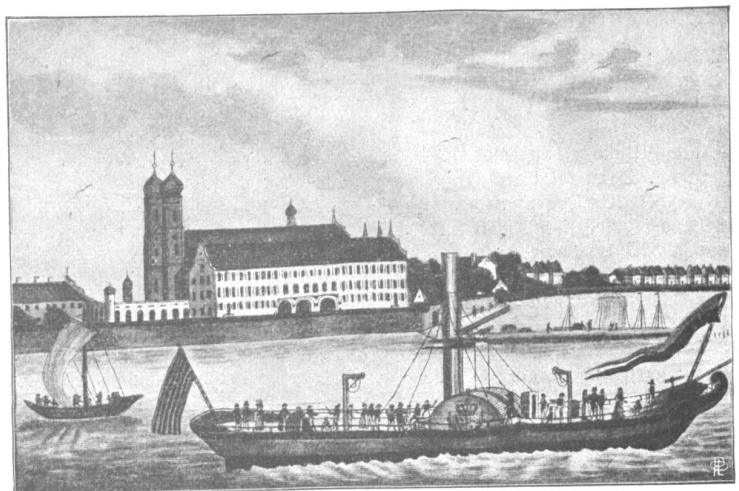
*) Vgl. den Aufsatz von Dr. Ing. Hermann Bertschinger über „Zentraleuropäische Binnenschifffahrt“ in „Die Schweiz“ XII 1908, 345 ff.
A. d. H.

Der Wettstreit der Flüsse.

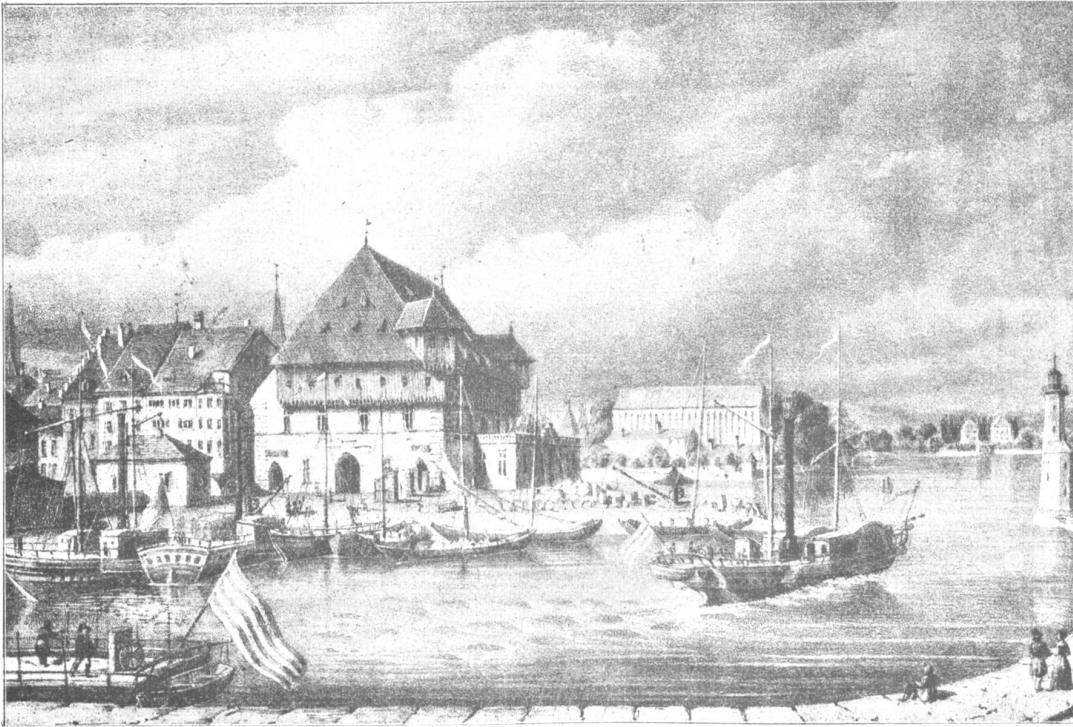
Ein Märchen von Lilli Marcusen, Bern.

Nachdruck verboten.

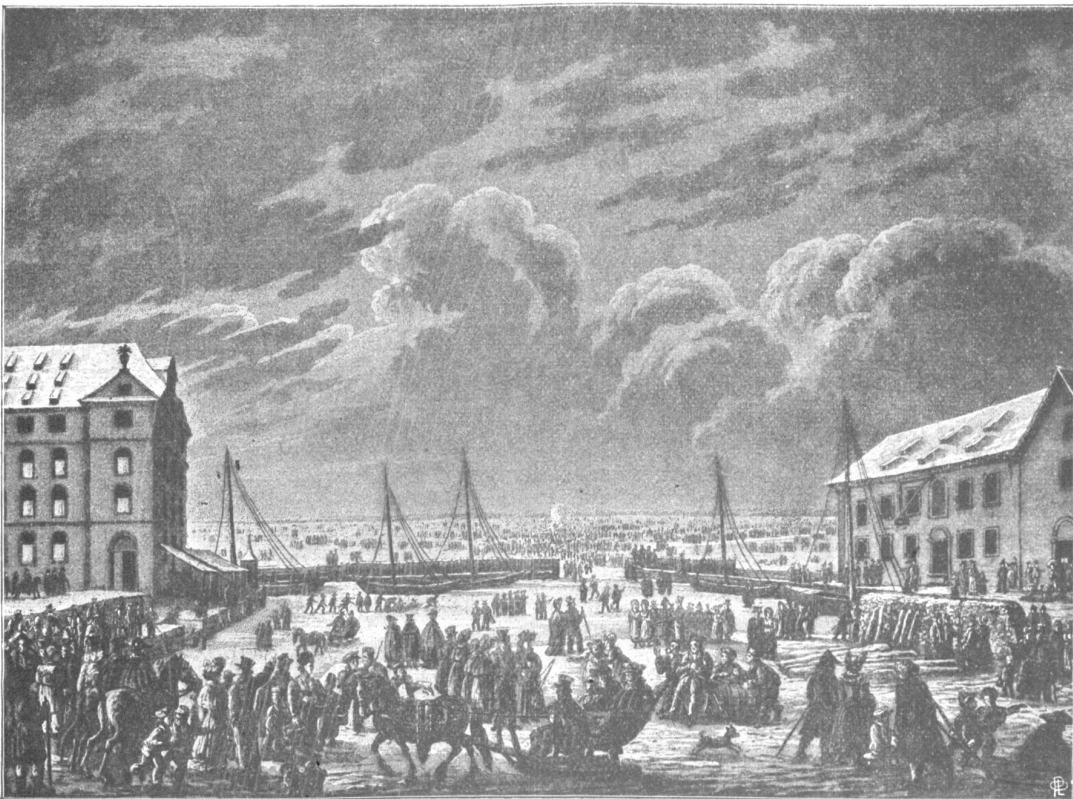
Die Flüsse waren alle zusammengekommen. Das gab zwar keinen Landtag, wohl aber einen Kongreß im Meere; denn natürlich kamen sie dahergeschwommen, die großen und vornehmen mit Gefolge, die kleinen und bescheidenen allein: es sah lustig aus! Die meisten hatten lange Haare und lange Bärte und waren über und über mit Schiff und Seerosen geschmückt, trugen Korallenketten und große Muschelhörner, mit denen sie Musik machten. Neptun erwartete sie. Ein jedes Land hatte seine Gesandten geschickt und ihnen aufgetragen, den Meerkönig schön zu grüßen. Es war aber diesmal keine gewöhnliche Versammlung; es war etwas Besonderes los, etwas noch nie Dagewesenes, eine Art Preisanschreiben, wobei zum ersten Mal ein Wasserorden verliehen werden sollte und zwar demjenigen Flusse, der sich selbst am schönsten, das heißt am fließendsten loben würde. Nun kann man sich denken, wie alle neugierig waren: sogar die Haiische und die Wale



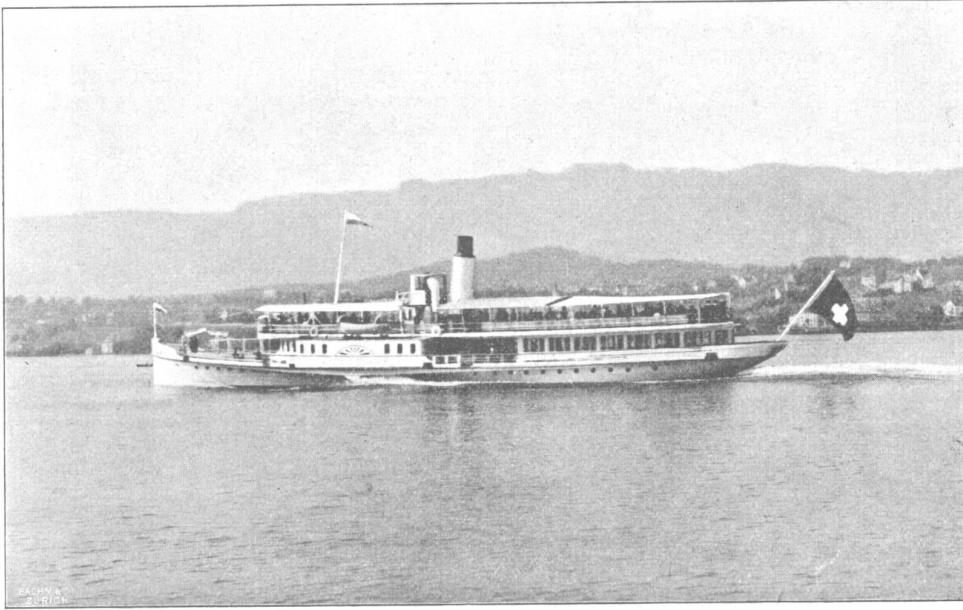
Schweiz. Flotte Abb. 9. Das erste Bodenseedampfsboot „Wilhelm“, mit dem Ueberramen „Seeschnecke“ (1824—1848).



Schweiz. Flotte Abb. 10. Der alte Hafen von Konstanz.



Schweiz. Flotte Abb. 11. Der im Februar 1830 überfrorene Bodensee, vom Hafen von Morisnach aus.



Schweiz. Flotte Abb. 12. Das neueste Schweizerische Dampfboot: Stadt Zürich auf dem Zürichsee (1909).

spizten die Ohren und vergaßen, ihren Rachen aufzusperrn. Es dauerte ziemlich lange, bis sie sich alle um Neptun, der in seinem Muschelwagen thronte, gruppiert hatten. Da fing der Wettgesang an. Zuerst die Kleinen, hatte der Meergott befohlen, damit es der Ordnung nach ginge. Da taten sie sehr verlegen, wußten nicht, wo anfangen und wo enden, und da sie nicht in Fluß kommen wollten und konnten, dauerte es desto länger. Aber Neptun war geduldig, und da er es war, mußten es die andern auch sein; zudem freuten sie sich, daß sicherlich keiner von diesen langweiligen Murmeln den Orden erringen würde. Endlich war die Reihe an den Großen. Die taten den Mund anders auf! Ein Schwall von Worten sprudelte daraus hervor. Sie nannten die Gebirge, denen sie entsprungen, die Länder, die sie durchwandert, die Völker, die sie sich dienstbar gemacht hatten. Denn „jede Brücke ist ein Joch, das wir den Menschen auferlegen,“ sagten sie. Neptun lächelte: vor ihm, im Meere, waren alle gleich; wie seidene Fäden verloren sich die Ströme in der weiten Flut.

Es hatten die meisten geredet, und nur zwei blieben übrig, die ältesten, die vornehmsten von allen; mit ihren langen waltenden Bärten und ihren durchfurchten ernstern Gesichtern sahen sie wie Götter aus. Keiner wollte zuerst sprechen, weil keiner dem andern das letzte Wort gönnte. Neptun winkte dem Ältern; der verneigte sich und begann: „Großer König, nicht gewohnt bin ich, mich selbst zu preisen — das haben von alters her viele Poeten getan — indes, dein Wunsch ist mir Befehl! Ich brauche nur von den Pyramiden zu beginnen, die ihre Spizen in mir spiegeln, so weiß jeder Knabe, wer ich bin. Um meine Quelle zu entdecken, haben Tausende die Wüste durchwandert; die kühnsten Forscher haben dabei ihr Leben eingebüßt. Der größte Feldherr und Bezwinger, den die Weltgeschichte kennt, fand sein Grab neben mir; die schönste Frau, die je einen Thron bestiegen, schaukelte ich auf meinen Knien und blieb gleichgültig für den einen und für die andere. Ungeheuer verwandelte ich in Stein; sie ragen bei Memphis aus dem Sande: mich haben sie nicht erschreckt, unbekümmert bin ich meine Straße gegangen. Aber wenn das Land im Staube lag, kein Regentropfen fiel und doch Pflanzen und

Geschöpfe nach Wasser lechzten, dann dehnte und streckte ich mich, meine Fluten traten über die Ufer, und in einen fruchtbaren Garten wandelte ich das graue Aegypten.“

Ein beifälliges Mäuschen ging durch den Kreis der Flüsse. Sie waren befriedigt; sicherlich gehörte der Orden dem Nil, der so stolz und schön für sich gesprochen. Was blieb wohl dem Jüngern noch zu sagen übrig? Die Palme würde er doch nicht mehr erringen!

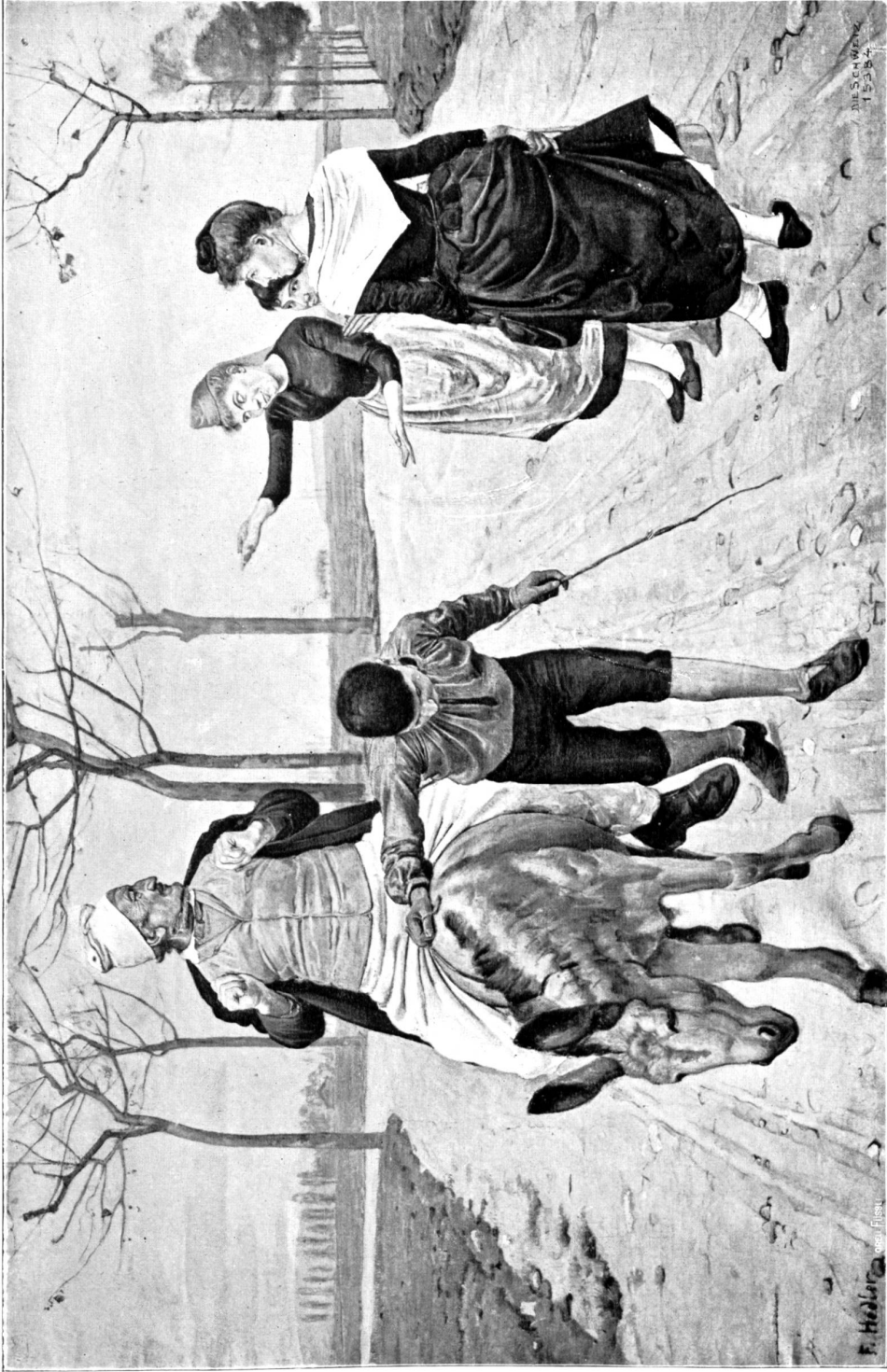
„Sprich!“ ermutigte ihn Neptun. Da schüttelte der große ernste Mann seine gelben Locken und lächelte geheimnisvoll. „Weshalb, mein Fürst, liebest du mich wohl rufen! Ich

bin ein fauler Geselle und spreche nicht so gut und nicht so schön wie der Nil. Gib ihm den Orden, ihm, der seine eigene Herrlichkeit so selbstgefällig beschrieben! Von mir weiß ich nichts zu sagen. Daß ich die Campagna durchwandere, das weißt du, und daß ich Rom mit meinen Armen umschlinge und an mein klopfendes Herz drücke, das weißt du auch, Roma, von allen Perlen der Erde die seltenste, von allen Diademen der Welt das schönste, mit dem nicht ein Volk, nein, alle Völker einst ihre Stirne krönten! Die vielgefürchtete, die vielgepriesene, die doch keiner kannte, wie ich sie kenne, der sie wachsen sah und gedeihen! Ihre Geheimnisse habe ich behütet, ihre Tränen habe ich getrunken, ihre Wunden habe ich gefühlt. Ich küßte ihre Füße, ich trug den Saum ihres Gewandes, ich war ihr goldener Gürtel, der ihr antikes Gewand zusammenhielt, ich war der Spiegel, in dem sie ihr schönes Antlitz beschaute, als sie noch das kaiserliche Rom war, um das die Völker des Erdballs warben. Als getreuer Sklave diente ich ihr, alle Schätze der Welt trug ich für sie auf meinem Nacken; ihre Feinde, die sie vom tarpejischen Felsen stürzte, begrub ich in meinen Wellen. Dann sah ich sie zusammenbrechen auf dem Scheiterhaufen Neros; ich sah sie angetan mit dem dunkeln Witwenschleier, als die Barbaren ihr die Krone entriffen — und immer war sie schön! Ich sah sie zertreten und beschimpft von den fremden Horden, und ich grollte, und meine Fluten rissen die Verwegenen in ein nasses Grab. Aber ihre Kraft konnte nicht zerbrechen, ihr Mut nicht wanken. Das Kreuz nahm sie statt des Zepters, und neue Kraft strömte durch ihr geläutertes Herz, neue Blüten wuchsen unter ihrer sorgenden Hand. Nie war sie mir so schön erschienen in der Zeit ihres Glanzes wie jetzt, wo sie ihr Geschmeide auf den Altar des Höchsten gelegt hatte und sich sonnte in seinem Glanze. Rom kann nicht altern, Rom kann nicht sterben! Rom ist ewig, ewig wie meine Liebe!“

Es war ganz stille, als der Tiber geendigt; die Flüsse hatten nasse Augen. Endlich sagte Neptun: „Dir gebührt der Orden, weil du mir gezeigt hast, daß es noch etwas Besseres gibt als Eitelkeit; da hast du ihn!“

„Schwamm drüber!“ fluchte der Nil, und die übrigen murmelten: „Ja, wenn wir das gewußt hätten!“





Ferdinand Hodler, Bern.

Der Müller, sein Sohn und der Esel (1883).

Original im Musée Rath zu Genf.
Mit Genehmigung des Sammelvereins S. C. Michler, Wien.